

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Knut Boeser

Nostradamus

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

1.

SOPHIE

UND WIEDER TREIBT DER STURM die
Flammen über das Land. Überall Feuer, das sich gierig
Nahrung sucht. Der Himmel ist schwarz. Blitze zucken im
Tumult der Wolken. Die Erde bricht auf. Häuser, riesengroß
aus Eisen und Glas und Stein, fallen zusammen. Und alles
stürzt in die tiefen Schlünde und Abgründe. Eine Flutwelle
kommt über das Land. Aus der Erde schießt kochende Lava.
Die Hitze ist so groß, daß das Wasser gleich verdampft. Dun-
kel ist es jetzt, kalt und wüst und leer. Kein Laut mehr. Nur
noch Tod überall.

Michel schreit auf und schreckt hoch. Kalter Schweiß steht
ihm auf der Stirn. Er zittert am ganzen Leib. Er weiß nicht,
wo er ist. Verwirrt sieht er sich um. Das kleine Zimmer. Das
Bett, der Tisch, der Stuhl, der Schrank, die Bücher, die Ster-
nenkarten an der Wand. Durch das offene Fenster scheint
die Sonne. Davor die inzwischen so vertrauten Dächer von
Montpellier. Draußen der Lärm der Händler und Handwer-
ker; die schweren Karren, die mit ihren großen Eisenrädern
über das Pflaster rollen. Eine Glocke schlägt von der Kirche
herüber.

Er ist an seinem Tisch über den Büchern eingeschlafen.
Die ganze Nacht hat er wieder gearbeitet, der kurze Schlaf
hat ihn nicht erquickt. Er reibt sich die Augen, rekelte sich.
Alles tut ihm weh, jeder Muskel ist verspannt von der
unbequemen Haltung am Tisch und von der Qual im

Traum. Das alles kostet ihn so viel Kraft, sich zu wehren gegen das Entsetzliche, das immer wieder auf ihn einstürmt.

Michel deutet langsam auf jeden Gegenstand und sagt leise dessen Namen. Tisch sagt er und legt die Hand auf den Tisch, Buch, Feder, Tinte, Schrank, Stuhl. So buchstabiert er sich die Welt wieder zusammen. Alles ist an seinem Platz, genau wie immer. Nichts ist passiert. Gott sei Dank. Daß doch immer alles so bleiben möge, vertraut und verläßlich. Nichts soll sich je ändern, alles ist gut.

Lucille, seine Wirtin, kommt ins Zimmer. Sie ist so alt wie er, zweiundzwanzig. Sie streicht ihm über den Kopf. Sie kennt das schon.

«Es war ja nur ein Traum», sagt sie. «Ein Traum, Monsieur, nichts weiter. Wie so oft. Alles ist in Ordnung.»

Michel nickt. «Wie spät ist es?»

«Gleich zehn. Sie kommen zu spät zur Ihrer Vorlesung.»

«Warum hast du mir denn nicht gesagt, wie spät es ist?»

Sie seufzt. «Ich habe mich nicht getraut zu klopfen. Sie sind immer so wütend, wenn man Sie bei der Arbeit stört.»

«Aber ich habe doch gar nicht gearbeitet. Ich bin eingeschlafen.»

«Und woher soll ich das wissen? Bin ich ein Hellseher? Sie schüttelt den Kopf und geht aus dem Zimmer, dreht sich an der Tür noch einmal um. «Sie sollten besser im Bett schlafen.»

Michel nickt. Er steht auf, nimmt den Mantel vom Haken und setzt sich seinen Hut auf. Er sieht sich noch einmal um. Alles ist in Ordnung. Ja. Alles ist gut. Aber warum überfallen ihn nur immerzu diese fürchterlichen Bilder und verfolgen ihn? Was ist das für ein Fluch, der auf ihm liegt? Und das war schon so, schon als er ein Kind war. Immer wieder schreckte er in seinem Bett auf und lief schreiend aus dem Zimmer. Das erste Mal, als er solche Katastrophenbilder

sah, war er gerade acht Jahre alt. Er war die Treppe hinunter in die Küche gerannt, wo der Vater mit dem Großvater, der für einige Tage zu Besuch bei ihnen war, zusammen saß und frühstückte. «Die Welt geht unter», hatte er geschrien, «alles brennt!»

Der Vater hatte ihn in seine Arme genommen, beruhigend auf ihn eingeredet und ihn zärtlich gestreichelt.

«Du hattest einen Alptraum. Es ist alles in Ordnung. Du hast einfach zu viel Phantasie.»

«Höchste Zeit, daß seine Mutter wiederkommt», hatte der Großvater gesagt.

Michel hatte sich ein Stück Brot vom Teller genommen und wollte zurück in sein Zimmer. «Die Tante stirbt erst in zehn Tagen», sagte er, ohne sich etwas dabei zu denken. «Und die Mama bleibt noch solange bei ihr.»

Der Großvater sah ihn erstaunt an. «Was hast du da eben gesagt?»

Michel drehte sich um. «Was habe ich gesagt?»

«Du hast gesagt, die Tante stirbt erst in zehn Tagen.»

«Dann wird es wohl stimmen.» Michel ging aus der Küche und nach oben in sein Zimmer.

«Hat er das öfter?» fragte der Großvater den Vater.

«Was?»

«Ja, er hat eben... eine Voraussage gemacht.»

«Ach was! Das hat er doch bloß so dahingeplappert.»

«Du solltest das beobachten.»

«Warum? Glaubst du etwa, er hat das Zweite Gesicht?»

«Hoffentlich nicht. Wer weiß, was die Zukunft bringt, der leidet doppelt. Eine furchtbare Strafe, von Gott auserwählt zu sein.»

Der Vater blickte erstaunt. «Keine Gnade?»

«Gott erhebt den Propheten über die gemeinen Menschen», sagte der Großvater, «und die rächen sich dafür schrecklich an ihm.»

Das hatte Michel noch gehört. Er war damals zu müde gewesen, um darüber nachzudenken. Doch vergessen hat er diesen Satz nicht.

Michel nimmt zwei Bücher vom Tisch und Papier und packt alles in seine kleine Ledertasche, die er vom Großvater geerbt hat. Auf dem Tisch liegt ein Laib Brot. Er bricht ein Stück ab und verschlingt es gierig. Im Flur kniet Lucille auf dem Boden und scheuert mit einer harten Bürste die Dielen. Sie schaut auf und lacht ihn an. «Immer müssen Sie zu spät kommen!»

«Ich weiß sowieso nicht, warum ich da überhaupt hingehe. Was die mir erzählen, weiß ich doch längst.»

Wie er sie so anschaut, erinnert sie ihn an Sophie. Ja, wie Sophie. Drall, rosig, blond. Groß die blauen, wachen Augen, die ein bißchen schielen. Derselbe Schalk. Dieselbe Kraft und Energie. Sogar dasselbe Grübchen hat sie. Wenn sie lacht und ihre weißen Zähne zeigt, dann lacht Sophie. Und groß quellen die Brüste aus dem Leinenhemd. Immer gehen ihr die Knöpfe auf, wenn sie arbeitet. Nie achtet sie darauf. So war es auch bei Sophie. Daß ihm das alles heute wieder einfällt...

Sophie war das Kammermädchen zu Hause. Sie stellte gerade einen großen Topf auf den Herd, als Michel in die Küche kam. Das war ein Jahr nach seinem ersten fürchterlichen Traum. Neun war er damals. Er setzte sich mit seinem Buch an den Tisch, nahm sich eine Scheibe Brot, biß ab und las weiter. Sophie beugte sich zu ihm, schnupperte und verzog angeekelt das Gesicht.

«Pfui! Du bist ein alter Stinker! Du hast dich wieder nicht gewaschen. Schäm dich.» Sie machte mit dem Mund ein schrecklich ordinäres Geräusch und hielt sich die Nase zu.

Michel lachte. «Keine Zeit. Außerdem: Waschen ist schädlich.»

«Ja, der Gesundheit. Wer sich nicht wäscht, wird krank. Sophie nahm ihm das Buch weg. «Und beim Essen wird nicht gelesen. Du benimmst dich, wenn du mit deinen Eltern ißt. Benimm dich auch bei mir. Ich bin kein Stück Vieh.» Und da sie wußte, was passieren würde, lief sie schnell um den Tisch herum. Sie lachte und hielt das Buch hoch über ihren Kopf. Michel kletterte auf den Tisch und wollte ihr das Buch wieder wegnehmen. Er sprang sie einfach an und klammerte sich an ihr fest, versuchte, ihren Arm herunterzuziehen. Aber sie war so stark. Sophie lachte immer noch. «Wer zuviel liest, wird dumm im Kopf!» Sie las den Titel des Buches. «Außerdem liest du nicht, was du lesen sollst. Ovid, «Die Liebeskunst». Das ist nichts für kleine Kinder.» Sie gab ihm einen kleinen Nasenstüber. «Laß dich nicht von deinem Großvater erwischen.»

Michel sah sie erstaunt an. «Du kannst ja lesen.»

Sophie lachte und schüttelte den Kopf. «Den Plutarch sollst du lesen. Das hat dein Großvater gesagt. Ich werde ihm sagen, daß du nicht folgst. Ovid!»

«Dann werde ich sagen, daß du heimlich nachts in den Wald gehst. Mit der Gabrille vom Schmied. Und Kräuter sammelst.» Er legte seine Arme um ihren Hals.

«Für deinen Großvater mach ich das. Für seine Medikamente.»

«Und warum tanzt du mit der Gabrille und der alten Jacqueline ums Feuer? Mitten in der Nacht? Mitten auf einem Kreuzweg? Auch für die Medikamente meines Großvaters?»

Sophie wurde blaß. Sie ließ ihn hinunter, legte ihre Arme auf seine Schultern und sah ihn an. «Woher weißt du das?»

«Ich bin dir heimlich nachgegangen. Ich wollte wissen, wer dein Freund ist.»

Sophie kniete sich vor ihm hin. «Michel, wenn das einer erfährt...»

«...kommst du auf den Scheiterhaufen. Ich weiß. Denn dein Freund...» Er lachte und legte ihr seinen Zeigefinger auf die Brust «...ist der Teufel.»

Sophie war sprachlos. Die kurze Spanne nutzte Michel. Er riß ihr das Buch aus der Hand und lief aus der Küche.

Sophie rief ihm nach: «Michel...» Plötzlich waren Angst und Panik in ihrer Stimme.

Michel kam noch einmal in die Küche zurück. «Ich verrät dich nicht, Sophie, keine Angst», beruhigte er sie. «Aber sag mir, wieso kannst du lesen?»

Sophie zuckte die Schultern. «Bevor ich zu euch kam, als ich noch zu Hause bei meinen Eltern war, da habe ich öfter für einen Pfarrer gekocht, dem die Haushälterin gestorben war. Er hat es mir beigebracht.»

Michel schnappte sich noch schnell einen Kanten Brot vom Tisch und rannte nach oben in sein Zimmer. Er saß am offenen Fenster, las seinen geliebten Ovid, knabberte an der knusprigen Rinde und dachte an Sophie. Er liebte diese Spiele mit Sophie, liebte es, mit ihr herumzutoben. Sie dachte sich ja nichts dabei, wenn er sie umarmte und küßte, wenn er sie auf den Boden zog und niederrang. Sollte sie doch glauben, er sei noch ein kleiner Knirps. Für ihn war das wunderbar. Wenn sie sich auf dem Boden wälzten oder wenn sie sein Bett machte und er mit ihr in den Kissen tollte, wenn er dann den Ansatz ihrer Brüste sah, wenn er sie roch, wenn er sich in ihren Rücken vergrub, wenn er einen Blick auf ihre Schenkel erhaschte, wenn er sie schnell streichelte, das alles erregte ihn. Und manchmal nur fragte er sich, ob sie nicht doch längst bemerkt hatte, was da in Wirklichkeit geschah, ob sie sich nur verstellte, weil sie diese Spiele ebenso genoß wie er, die sie natürlich nur zulassen konnte, solange sie ihn für ein unschuldiges, anschniegendes, sehr verspieltes, sehr liebe-

bedürftiges und ausgelassenes Kind hielt. Manchmal, wenn er es zu toll trieb, dann lachte sie und sagte: «Was wird bloß noch aus dir? Du wirst die Frauen einmal gehörig verrückt machen.» Er sah sie dann fragend an. Und sie strubbelte ihm durchs Haar. «Das verstehst du noch nicht, du kleiner Schelm. Komm, geh lernen. Ich muß auch arbeiten.»

Auf der Straße spielten ein paar Freunde Ball. Sie sahen Michel oben am Fenster und riefen ihn. Er legte das Buch beiseite und kletterte aus dem Fenster. Geschickt ließ er sich am Spalier hinunter. Kaum war er unten, fing er den Ball auf, schoß ihn gleich auf die andere Seite der Straße, rannte hinterher, trickste und dribbelte. Da waren Ovid und Sophie und der Großvater und Plutarch vergessen.

Wenig später kam Sophie aus dem Haus. Sie war ärgerlich. Der Großvater hatte ihn schon überall gesucht. Sie wollte ihn ausschimpfen, aber Michel lachte nur und rannte davon. Sollte sie ihn doch fangen. Sophie lief ihm nach. Michel rannte über die Straße, stolperte, fiel auf den Schotter und verletzte sich am Knie. Die Wunde blutete und tat höllisch weh. Michel setzte sich auf eine Kiste. Er unterdrückte die aufsteigenden Tränen. Er pustete leicht auf die brennende Wunde, zupfte vorsichtig die kleinen Hautfetzen ab und pulte die spitzen Steine aus dem blutigen Fleisch. Sophie kam zu ihm. Ganz außer Atem war sie. Sie sah sich die Verletzung an, schüttelte leicht den Kopf, kniete sich vor ihn hin, beugte sich vor und leckte die Wunde aus. Michel beobachtete sie dabei erstaunt.

«Was machst du da?»

«Ich lecke die Wunde aus.»

«Warum?»

«So wie die Tiere das machen. Da heilt sie schneller. Sieh dir nur immer an, was die Tiere tun. Was sie für Kräuter fressen, was für Blumen, wenn sie krank sind. Die Tiere sind die besten Ärzte.»

Michel kann sich noch genau erinnern. Wie Sophie vor ihm kniete. Ihr roter Mund, ihre weiche rosa Zunge, die seine Wunde langsam ausleckte. Die Hände, die sein Knie hielten. Er sah in den Ausschnitt ihres Kleides. Er konnte ihre weißen Brüste sehen. Und plötzlich streckte er seine Hand aus, zögerte einen Augenblick und faßte ihr dann sacht ins Haar.

Sophie sah ihn erstaunt an. Das war ja nicht zu fassen. Dieser kleine Kerl sah ihr in den Ausschnitt. Sie schüttelte den Kopf, mußte aber über seine Frechheit doch lachen.

«Du bist schön, Sophie.» Das sagte er ganz leise und ganz ernst.

«Unsinn, du Schlingel. Deine Mutter ist schön. Ich komme vom Land. Da ist man gesund. Und kräftig. Aber doch nicht schön.»

«Doch, du bist sehr schön.»

«Du kleiner Stinker, was fällt dir ein? Du bist viel zu klein für so was!» Sie schüttelte den Kopf. Ganz verlegen war sie.

Michel erinnert sich an diesen Tag, als sei es gestern gewesen. Es war Spätsommer. Die Sonne schien. Er sah in Sophies große Augen. Und nichts anderes sah er mehr. Und nichts anderes hörte er mehr. Sie schüttelte den Kopf, beugte sich über sein Knie und leckte die Wunde weiter aus. Michel schloß die Augen und ließ sich die Behandlung genüßlich gefallen.

Plötzlich wurde Sophie hochgerissen. Vier Männer der heiligen Inquisition, alle schwarz gekleidet, standen hinter ihr. Sie hielten Sophie fest. Die Passanten wichen ängstlich aus und gingen schnell auf die andere Straßenseite. Niemand wollte da verwickelt sein.

Der Inquisitor legte seine Hand auf ihre Schulter. «Im Namen der heiligen Inquisition: Sophie Bertrand, du bist verhaftet. Angeklagt bist du der Lykanthropie, angeklagt, nächtlich bei Vollmond im Wald dich in einen Wolf verwandelt zu

haben und als Wolf mit dem Teufel Unzucht getrieben zu haben. Sein Hinterteil geküßt, sein Geschlecht geleck't zu haben, dafür er dreimal in deinen wollüstigen Leib gekrochen und dir giftige Kräuter gegeben, deren Wirkung niemand nachweisen kann. Angeklagt, mit diesem Gift die ehrbare Frau des Schmieds getötet zu haben. Damit die Magd des Schmiedes, die Gabrille, sich den Schmied gefügig macht und an sein Vermögen kommt.»

Sophie schüttelte den Kopf. Sie mußte sogar lachen. «Aber das ist doch Unsinn.»

Michel war erstaunt, daß Sophie so gar keine Angst vor diesen Männern zu haben schien. War sie sich denn der Gefahr nicht bewußt? Sie sah ihnen in die Augen, und Michel bemerkte, daß sie ihrem Blick nicht standhielten. Nur der Inquisitor ließ sich nicht beeindrucken.

«Leugne nicht», sagte er. «Die Gabrille hat alles gestanden. Wie ihr das Gift in der Nacht zubereitet und der Frau des Schmieds heimlich in der Suppe verabreicht habt. Wie die arme Frau daran elendig gestorben ist. Wie ihr mit dem Teufel Unzucht getrieben und seinen Kot gefressen und seinen Urin gesoffen habt. Bei der Heiligen Jungfrau hat sie das geschworen, geschworen hat sie, du hast sie verführt mit allerlei Kräutern und Säften, mit dunklen Beschwörungen und unzüchtigen Berührungen. So hast du sie in deinen Bann gezogen.»

Der Inquisitor gab seinen Schergen ein Zeichen, und sie zerrten Sophie mit sich.

Michel warf sich dazwischen und schrie: «Laßt sie los!» Er hielt sie am Kleid fest, er versuchte, sie von den Männern loszureißen. Er schrie, sie sollten Sophie loslassen, sofort. Der Inquisitor packte ihn am Kragen und hob ihn hoch, drückte ihn so fest an sich, daß es weh tat, und zischte ihn an, er solle endlich stille sein. Aber Michel schrie. Er rief den Vater, den Großvater. Sophie sagte noch,

er solle schnell ins Haus gehen. Dann zogen die Männer sie weg.

Der Großvater kam schnell über die Straße. «Komm ins Haus», sagte er nur und streckte die Hand aus. Der Inquisitor ließ Michel auf den Boden herunter.

Michel schrie, der Großvater müsse Sophie helfen. Er rannte ihr nach, umarmte sie. Tränen liefen ihm über das Gesicht. Er war verzweifelt. Einer der Schergen riß ihn von Sophie weg und brachte ihn zum Inquisitor. Michel strampelte und schlug aus, prügelte mit seinen kleinen Fäusten auf den Mann ein, biß und kratzte und trat. Der Inquisitor schüttelte den Kopf. Er sah Sophie an und murmelte: «Hast du den Kleinen auch schon verhext? Daß er sich wie ein verliebter Narr aufführt?» Und zum Großvater sagte er leise: «Wir werden das prüfen. Wir kommen wieder.»

Der Großvater nahm Michel bei der Hand und zog ihn zum Haus. «Komm.»

«Aber wir müssen Sophie helfen.»

«Wir können da nichts machen. Komm. Bitte.»

Die Männer der heiligen Inquisition schleppten Sophie mit sich. Sophie war ganz still, wehrte sich nicht. Der Inquisitor sah sich noch einmal um, zeigte auf Michel und wiederholte drohend: «Wir werden das prüfen.» Dann ging er den Schergen nach.

Am Nachmittag desselben Tages brannte Sophie schon auf dem Marktplatz. Unter der Folter hatte sie alles gestanden. Viele Menschen waren gekommen, um das Schauspiel zu sehen. Michel war auch da. Er hatte sich heimlich aus dem Haus geschlichen, denn er wollte jetzt bei Sophie sein. Er drängte sich durch die Menschenmenge nach vorn. Sie stand auf dem Scheiterhaufen, an einen Pfahl gefesselt, sah sich suchend um, fand Michel, und ein Lächeln huschte über ihr gequältes Gesicht. Sie sagte etwas zu ihm. Er verstand sie nicht. Alle um ihn herum redeten erregt durcheinander.

Gleich würde sie brennen. Der Tod würde seine Flügel über den Platz legen und alle segnen, denn sie alle lebten unter dem Zeichen des Todes und erflehten seine Gnade und Barmherzigkeit. Jetzt bekam er ja sein Opfer. Würde er sich damit zufriedengeben?

Ein Scherge stieg die Stufen zum Scheiterhaufen hoch. Er hielt eine brennende Fackel. Der Inquisitor stand auf einem Podest hinter dem Scheiterhaufen. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt und gab dem Mann mit einem leichten Kopfnicken zu verstehen, daß er den Haufen anzünden sollte. Das Reisig fing Feuer. Die Flammen schossen hoch, erfaßten Sophies Kleid und fraßen sich dann in ihre Haut. Sophie brannte lichterloh. Der heiße Feuerwind wehte ihre blonden Haare hoch, bevor die Flammen sie erfaßten. Und für einen Augenblick war es, als stünde da eine verklärte Heilige im Glanz himmlischen Lichtes. Dann hörte Michel Sophie schreien. Ein einziger, lauter, wunder Schrei kam tief aus ihrem Leib. Michel sah ihren weit offenen Mund. Die weit aufgerissenen Augen, die jetzt flehend zum Himmel hoch sahen. Doch der war blau, nur blau und gab kein Zeichen. Und dann fiel ihr der Kopf auf die Brust. Sie sackte ohnmächtig in sich zusammen, spürte die Schmerzen nicht mehr.

Der Großvater hatte sich nach vorne gedrängt. Er nahm Michel bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Das letzte, was Michel sah, war der Inquisitor, der zu ihm und dem Großvater herüberschaute. Und da war ein feines, maliziöses Lächeln auf den dünnen Lippen. Und Michel wußte, daß er dieses Gesicht nie mehr vergessen würde, daß ihn dieses Gesicht ein Leben lang verfolgen würde.

Die Leute waren enttäuscht, das alles so schnell vorbei war. Sie blieben, bis der Scheiterhaufen völlig heruntergebrannt war. Michel und der Großvater standen am Rande im Schatten der Kirchenmauer. Über dem Platz lag schwer und süß und herb der Geruch von Sophies verbranntem Fleisch.